

## 26. Kapitel Sitten und Gebräuche

### Vorbemerkung

Von den hierunter mitgeteilten Sitten und Gebräuchen sind einige, zum Teil wörtlich, aus den Büchern: "Die vom Dorfe" und "Dämon Kultur oder die Kanonenbahn" entnommen worden. Ihr Verfasser ist Heinrich Zscheige, der sie im Jahre 1913 bzw. 1929 unter dem Decknamen Heinz Tauer herausgab.

Die genannten Bücher scheinen aber keine allzu große Verbreitung gefunden zu haben, selbst in den Grunddörfern nicht, obgleich sie sich fast ausschließlich mit diesen beschäftigen, ja aus ihnen herausgeboren sind. Denn die Menschen, die Verhältnisse, die Sitten und Gebräuche, die darin geschildert werden, stammen aus dem "Grunde". Auch die Sprache, die von den Einheimischen gesprochen wird, ist Mansfelder Mundart in der eigenartigen dunkeln Abtönung, wie sie denen im "Grunde" eigen ist. Das zweite, 1929 herausgegebene Buch scheint am wenigsten bekannt zu sein, was daran liegen mag, daß es im Selbstverlag des Verfassers erschien und der Verfasser bald nach der Herausgabe des Buches starb.

Und doch verdienen beide Bücher einen größeren Leserkreis, vor allem in den Dörfern Kreisfeld und Hergisdorf, wo sich die geschilderten Begebenheiten und Erlebnisse des Verfassers zumeist abspielten. Sie stellen ein Stück Kulturgeschichte der Grunddörfer dar, wenn sie auch nur den kurzen Zeitraum von etwa 1876-1886 umfassen. Es gibt kein anderes Buch, das sich so eingehend mit den Grunddörfern und ihren Bewohnern befaßt, wie diese beiden Bücher.

Leider sind sie im Buchhandel nicht mehr zu haben. Es wird deshalb empfohlen, einige Stücke davon aus Privathand aufzukaufen und dem Gemeindearchiv einzuverleiben. Sie würden sich, weil sie flott und lebendig geschrieben sind und viel Stoff zur Unterhaltung bieten, zum Vorlesen an Dorfgemeinschaftsabenden, bei Zusammenkünften der Frauenschaft usw. sehr gut eignen und auch sicher Anklang finden.

Aus dem Leben des Verfassers und dem Inhalt seiner Bücher sei kurz folgendes hervorgehoben:

Heinrich Zscheige wurde am 8. Mai 1872 in Rossbach geboren. Als sein Vater im Jahre 1876 die Pfarrstelle zu Kreisfeld übernahm, war er 4½ Jahre alt. Er kam durch seine Eltern sogleich mit einer ganzen Reihe Pfarrerfamilien, mit sämtlichen "Dorfhonorationen" sowie mit vielen anderen Personen des neuen Wohnortes und der umliegenden Ortschaften in Berührung. Schon zu dieser Zeit muß er eine vorzügliche Beobachtungsgabe besessen haben, da es ihm gelang, die Personen, die er kennen gelernt hatte, später so lebenswahr und scharf zu zeichnen, daß jeder einheimische Leser der Bücher sie ohne weiteres wieder zu erkennen vermag, trotzdem er nahezu allen Personen und Ortschaften Decknamen gegeben hatte.

So lernte Heini (später Heinz) Zscheige Kreisfeld und den "Grund" gründlich kennen. Auch als er in der nahen Kreisstadt Eisleben das Gymnasium besuchte, blieb er mit Kreisfeld eng verbunden. Kreisfeld war ihm Heimat geworden. Und die Liebe zur Heimat war es auch, die ihn zum Niederschreiben seiner Erinnerungen veranlaßte. Deshalb erhielt auch sein erstes Buch "Die vom Dorf" den Untertitel: "Heitere Bilder und liebe Erinnerungen aus vergangener Zeit".

Nach der Schulzeit in Eisleben kamen die Lehrjahre, in denen er sich zum Ingenieur vorbereitete. Als solcher war er eine Zeitlang in München tätig, nachdem er sich mit Elisabeth Kürschner (geb. am 9. Okt. 1878 in Wittenberg) verheiratet hatte. Am 1. November 1903 siedelte er von München nach Halle über, wo er ein elektrotechnisches und maschinen-technisches Büro einrichtete und später eine Stelle als Obergeringieur und Direktor innehatte.

Sein Leben und das seiner Ehefrau nahm am 30. Juni 1930 bei Merseburg ein beklagenswertes tragisches Ende.

In seinen Büchern beschreibt der Verfasser zunächst, wie er mit seinen Eltern nach Kreisfeld kam, charakterisiert die Personen, die im elterlichen Pfarrhause ein- und ausgingen, charakterisiert die zahlreichen Pfarrfamilien, die er kennen lernte, seine Lehrer und eine große Zahl seiner Eisleber Mitschüler, die zum Teil, wie er, aus Kreisfeld stammten.

Dann schildert er das Bergmannsleben, wie es damals im Schachte und außerhalb desselben aussah, wie es auf einem Familienfeste einer alt eingesessenen Bergmannsfamilie zuzuging, eine Gemeindejagdverpachtung und ihre tragischen Folgen, die Feier eines Pfingstfestes, was Alte und Junge auf dem Eisleber Wiesenmarkt erlebten, wie ein Kegelabend der Dorfhonation verlief, wie der Verein "Frohsinn", der die Honoratioren der Grunddörfer zusammenschloß, bei Vetter Hennig in Hergisdorf ein Fest feierte, und vieles andere. Hinzu kommt die Schilderung zahlreicher Originale, die in den Grunddörfern gut gediehen, weil diese noch abseits vom großen Verkehr lagen.

Das zweite Buch zeichnet sich vor dem ersten dadurch aus, dass sämtliche Kapitel unter eine gemeinsame Idee, nämlich die Erbauung der "Kanonenbahn" gestellt wurden, die die Gemüter der Dorfbewohner stark erregte, sowie dass eine Liebesgeschichte sich durch alle Kapitel des Buches hindurch zieht.

### 1. Neujahr

In der Silvesternacht nach dem letzten Glockenschlag der zwölften Stunde läuteten vom Kirchturm alle Glocken. Sie begrüßten mit ehernen Klang das neue Jahr.

Hinter dem Gute hatten sich die Knechte des Freigutes aufgestellt und knallten mit den Peitschen ihrer Herrschaft die Neujahrswünsche. Alle Familienglieder, soweit sie sich wach gehalten hatten, beglückwünschten sich gegenseitig und in den Wirtshäusern setzte der Wirt seinen Stammgästen als Willkommensgruß für das neue Jahr ein Glas Punsch, Grog oder dergleichen vor. Das neue Jahr hatte seinen Anfang genommen.

Am Morgen hob schon in aller Frühe ein gewaltiges Singen an. Die Kinder zogen nämlich in größeren und in kleineren Trupps von Haus zu Haus und sangen Gaben heischend hergebrachte Weisen. Während die größeren Kinder einen Vers aus dem Gesangbuch wählten, z.B. "Vom Himmel hoch da komm ich her", sangen die kleineren einfache Liedchen. Eins der bekanntesten, das aber immer gern gehört wurde, war:

"Ich binn ä kläner Kenij,  
Jät mich nich zu wenij,  
Lost mich nich su lange schtin,  
Ich muss farr alle Teren jin".

Man gab allen Kindern eine kleine Gabe. Aber wenn sie auch nur klein war, so wurde im Laufe des Vormittags, solange das Singen dauerte, doch ein kleiner Berg an Schieferstiften, Äpfeln, Pfennigen oder anderen kleinen Sachen aufgeteilt, denn die Zahl der Kinder war groß. Manche Kinder waren auch wohl zwei und mehrere Male gekommen und hatten, da dies nicht bemerkt wurde, Gaben bekommen. Paten und Kinder befreundeter Familien erhielten etwas besonderes: eine Pfefferscheibe nebst bunt bemalter "Zuckerschachtel" (eine Spanschachtel, die mit Zuckerwerk gefüllt war), einen Wollschal oder ähnliche Sachen.

Den Schluß bildete in der Regel der Kantor mit der Oberklasse. Er ging von Haus zu Haus, sang ein Lied und brachte seine Glückwünsche dar, um die ihm für das Neujahrssingen zustehenden Gebühren in Empfang zu nehmen. Sie bildeten einen Teil seines Gehaltes.

### 2. Palmarum

Am Tage vor Palmarum herrschte im Dorfe eine angeregte Tätigkeit. Vor jedem Hause, dem ein Konfirmand angehörte, wurden schlanke Tannenbäume aufgepflanzt und die Wege von den Häusern der Konfirmanden bis zur Kirche mit weißem Sand und Buchsbaum oder kur-

zem Tannengrün bestreut. Jeder Knabe spendete auch seinen Paten im Orte ein paar Tannenbäume, die Mädchen den ihren eine Girlande um die Haustür aus grünem Buchsbaum mit bunten Papierrosen. Wochenlang vorher wurde schon daran "gewickelt". Selbst Pfarre und Schulhaus erhielten Tannenschmuck, der auch der Kirche nicht fehlen durfte. Das ganze Dorf sah festlich aus.

Am Palmsonntage gingen die Konfirmanden in feierlichem Zuge von der Schule, wo sie sich versammelt hatten, zum Pfarrhause, um ihren Seelsorger abzuholen. Vorher war erst große Musterung seitens der Mütter durch die Reihen gegangen.

Während die Knaben ihren schwarzen Anzug und Hut erhielten, paradierten die Mädchen zum ersten Male in langen Kleidern. Jedes, auch aus der ärmsten Familie, bekam davon zwei, ein schwarzes und ein farbiges. Das letztere wurde bereits am Examenstage eingeweiht. Heute aber kam das mehr oder minder kostbare Schwarze an die Reihe. Da gab es noch ein Zupfen und Zurechtrücken, ein Falten und Glätten, die Eitelkeit der weiblichen Seele ward zum ersten Male rege gemacht.

Wie sie schwänzelten in den ungewohnt langen Röcken, wie sie mit unbeholfener Grazie den Rock in Falten zu greifen suchten! Die zum ersten Male in schwarzen oder weißen baumwollenen Handschuhen steckenden Hände hielten krampfhaft das gestickte Parade-taschentuch auf dem Gesangbuche. Es gab nicht Hände genug, und das in steifer Papiermanschette steckende Bukett wanderte bald in diese, bald in jene Hand.

Es war die Gabe des "Betbruders", eine wunderliche alte Sitte! In längst vergangenen Zeiten waren wohl bei der Einsegnung je ein Konfirmand und eine Konfirmandin gemeinsam vor den Altar getreten, zur Erinnerung an diese geweihten Stunden hatten sie sich gegenseitig ein kleines Andenken geschenkt. Die kirchliche Sitte war zwar längst abgeschafft, aber nach außen hin hatte sie sich noch erhalten. Der Rangordnung nach, die sie in der Schule einnahmen, hatte am Konfirmationstage jeder Betbruder seine Betschwester. Sie schenkte ihm "Chemischen", Kragen und Schlips, er ihr dafür ein mehr oder minder umfangreiches Bukett aus grellfarbigen künstlichen Blumen. Die Hauptsache war die steife Papiermanschette, mit möglichst umfangreichen Spitzen besetzt. Das Bukett wurde noch jahrelang als größtes Heiligtum im Glasschranke aufbewahrt.

### Osterbräuche

#### a) Osterwasser

Das am Ostermorgen geschöpfte "Osterwasser" galt nicht nur als Mittel zur Erhaltung der Schönheit, sondern auch als heilkräftig und war namentlich von den jungen Mädchen sehr begehrt. Es wirkte aber nur dann, wenn es aus einer Quelle oder aus einem sonstigen fließenden Gewässer stammte und in feierlicher Stille geschöpft würde. Wesentlich war auch, daß auf dem Wege zur Schöpfstelle kein Wort gesprochen werden durfte. Die jungen Mädchen zogen daher schon in den frühesten Morgenstunden aus, um es zu holen.

Aber es muß doch nicht so leicht gewesen sein, das richtige Osterwasser zu erhalten, denn man hat nie gehört, daß auch nur eines der Mädchen es besessen hätte. Ob sie lieber mit den jungen Burschen plauderten, die ihnen unterwegs aufgelauert hatten?

#### b) Ostereier

Welch' eine Lust war es für uns Kinder, wenn es hieß: "Der Osterhase war da"! "Der Osterhase hat im Garten Ostereier versteckt!" Da ging es dann hinaus in den Garten, um alle Büsche, vor allem die dichten Buchsbaumbüsche, die vertrockneten Grasbüschel und alle sonstigen Verstecke danach abzusuchen. Es dauerte auch gar nicht lange, so hatte man das erste Osterei entdeckt. Ihm folgte ein zweites, vielleicht sogar ein drittes und noch mehr. Das war eine Freude, ein Jubeln, ein Lachen, wie es nur Kinder im jungen Frühling haben können.

Die Ostereier waren keine gewöhnlichen Eier, denn sie hatten alle möglichen Farben. Es gab rote, blaue, braungelbe und auch bunte Ostereier, wie sie sonst in der Natur kaum vorkommen.

Schließlich waren alle Ostereier, die der Osterhase gelegt hatte, aufgefunden. Und nun begannen die Kinder damit, unter sich alt hergebrachte Spiele zu spielen. Am beliebtesten war "das Picken", in dem zwei Kinder zwei Ostereier gegeneinander stießen, bis eines der Eier an der Spitze eingedrückt wurde. Das eingedrückte Ei verfiel dem Sieger.

### 3. Pfingstbräuche

a) Überreichung der Pfingstmaien.

Am Abend des Pfingstsonnabend hielten die Pfingstburschen ihren festlichen Umzug durch alle Strassen des Dorfes. Den Zug eröffnete die für die Pfingsttage angeworbenen Musikkapelle aus irgend einem Harzdorfe. Dem lockenden Spiele schlossen sich die Burschen der Pfingstgesellschaft an. Jeder schwenkte einen kräftigen Maibaum. Den Schluß des Zuges machte ein mit dem frischen köstlichen Grün beladener Leiterwagen.

Bei allen Honoratioren des Ortes und den Bräuten der Pfingstburschen wurde halt gemacht. Ein schmalziger Walzer oder holprige Polka leitete für die Überreichung der Pfingstmaie ein.

Der wortführende Bursche hielt eine kurze Ansprache, in der viel Liebe und Verehrung - je nach der Adresse des Angesprochenen von der einen oder anderen mehr - zum Ausdruck kam. In das ausklingende Hoch fiel die Musikkapelle mit einem wahrhaft wiehernden Tusch ein, um anschließend in einen Marsch oder Walzer überzugehen. Zur Bekräftigung des ausgebrachten "Hochs" kreiste währenddessen die bauchige "Schnapsbulle" und eine kleine Gabe in die vorgehaltene Sammelbüchse entschädigte für den Empfang des Pfingstbaumes.

Stolz waren die Dorfschönen über die durch das Geschenk der Maie erwiesene Auszeichnung und spöttisch wurden die über die Achsel angesehen, die keinen Liebsten unter den Pfingstburschen hatten.

In mit Wasser gefüllten Holzkübeln und anderen Gefäßen wurde der Baum vor der Haustür aufgestellt. Verschwand er in der folgenden Nacht vom Hause, so trieb ein eifersüchtiger Nebenbuhler sein Spiel, fand man aber gar am frühen Morgen einen oder mehrere Strohwische an den Baum gebunden, so galt das als Zeichen, daß die Besitzerin im Verschenken ihrer Liebesgunst nicht gerade wählerisch war, - gleichzeitig als eine eindringliche Warnung für den vielleicht ahnungslosen Liebhaber.

b) Pfingstmontag.

Am Pfingstsonntag war alle laute Lustbarkeit untersagt. Die eigentliche Festfreude für Alt und Jung begann erst am Montagnachmittag.

Wieder nahm unter Vorantritt der Kapelle der festliche Zug seinen Weg durch die Strassen. Diesmal folgten unmittelbar hinter der Kapelle die geladenen Dorfschönen in duftig steif gestärkten weißen Spitzenkleidern mit hell leuchtenden farbigen Gürtelschärpen.

Den "Damen" schlossen sich die Burschen an, alle gleichmäßig gekleidet mit dunklen Jacken, weißleinenen Hosen und breitkrepfigen hellen Strohhüten. In ihrer Mitte wurden die zahlreichen Preise geführt und getragen, einer oder mehrere fette Hammel, Schinken, Würste, kurze und lange Pfeifen, bunte Tücher usw.. Sie waren von der Pfingstgesellschaft für mancherlei Festbelustigungen gestiftet worden.

Am Schlusse hüpfte der als Harlekin verkleidete Tanzordner mit der unvermeidlichen Pritsche. Mit seinem tollen Springen, seinen neckenden Worten und ausgeteilten Pritschenschlägen scharte er besonders die laut johlenden jüngeren Jahrgänge um sich.

Der Umzug nahm auf dem, unter der schattigen Dorflinde weit ausgebreiteten, Festplatze sein Ende.

Hier waren, außer dem bretternen Tanzboden, geräumige Zelte aufgeschlagen. Tanzboden und Zelte waren festlich mit Maien und irischem Grün geschmückt. In den Zelten waren auf kräftigen, in die Erde getriebenen längeren und kürzeren Pfählen, derbe Bohlenbretter aufgenagelt, die den Zechlustigen als Tische und Bänke dienten. Freilich mußte man sich vorsehen, daß nicht ein Teil des Hosenbodens an den rauhen Stellen der, nicht glatt gehobelten, Bretter hängen blieb.

Während hier drinnen anfangs nur wenige Alte beim kühlen Schoppen sich niederließen, begann draußen auf dem freien Platze ein edler Wettstreit.

Die kraftvolle Männlichkeit maß ihre Stärke und Geschicklichkeit im "Platzen", dem im Mansfelder Lande sehr beliebten Kegelspiele. Dem Sieger mit der höchsten Punktzahl winkte als Siegespreis eine fetter Hammel, der, mit Blumen bekränzt, neben der Kegelstätte an einen Pfahl angebunden war. Er diente so den Spielern gleich als Ansporn, ihr Bestes zu versuchen.

Für den jüngeren Nachwuchs war der Kletterbaum da. Fünf Meter ragte er in die Höhe. An der Spitze schwenkte ein grüner Kranz im Winde. An ihm befestigte Tücher, Hosenträger und dergleichen mehr, lockten zum Versuche des beschwerlichen Emporklimmens. Denn leicht war der Aufstieg wahrhaftig nicht, war doch noch am frühen Morgen der Baum tüchtig mit schwarzer Seife eingerieben worden, um ihn recht glitschig zu machen.

Mit kräftigen Zügen begann der Jungbursch den Aufstieg. Fest umklammerte er mit Armen und Unterschenkeln das schlüpfrige Holz, sehnsüchtig blickt er auf nach der sich nähernden, aber doch noch so fernen Spitze. Noch ein paar kurze Züge, und er hat die Hälfte überwunden. Aber ach, da ließen die Kräfte nach, das Holz wollte sich gar nicht mehr fassen lassen, langsam entfernt sich der Kranz immer mehr, bis unser Held, zu seinem Schrecken, den Boden wieder unter sich fühlte.

Ein zweiter hatte glücklich die Spitze erreicht. Schnell noch ein Griff nach dem Kranze, um sich den Siegespreis auszuwählen. Da! ein unversehenes Lockern der Beine, und blitzschnell glitt auch er mit verlangend ausgestrecktem Arme wieder in die Tiefe. Laut auf jubeln die Genossen in ehrlicher Schadenfreude.

Aber niemand ließ sich entmutigen, immer wieder wird das Glück versucht und ehe der Abend nahte, war der Baum geplündert, baumelte einsam der kahle Kranz im Winde.

Den Mittelpunkt alles fröhlichen Treibens bildete der um die Dorflinde aufgeschlagene Tanzboden. An einer Seite befanden sich die erhöhten Sitze für die Musikanten und rings herum liefen lehnlose Bänke für die zuschauenden Mütter. Von nachmittags drei Uhr bis zum Sonnenaufgang am nächsten Morgen drehten sich unermüdlich die Paare. Nur zur Vesperzeit wurde Pause gemacht, um sich durch Speise und Trank zu neuen Leistungen vorzubereiten.

Dann aber stürzte sich alles wieder in den Reigen. Selbst die älteren Ehepaare konnten ihre Tanzlust nicht zähmen. Sie traten in den Kreis und wetteiferten mit den Jungen.

### c) Dritter Pfingstfeiertag

Am dritten Feiertage wurde bereits in aller Frühe "Reveille" durchs Dorf geblasen und die eben erst nach den Tanzanstrengungen des Montags todmüde in die Federn gekrochenen Schläfer aus den schönsten Träumen aufgeschreckt.

Der Dienstag galt von jeher als Vollfeiertag. Noch ruhte der Betrieb in den Bergwerken und selbst die Hochöfen der Hütten blieben kalt. Nach der "Reveille" wurde es im Dorfe lebendig. Die Pfingstburschen traten zu dem von Generation zu Generation vererbten uralten Pfingstspiele an. Seine Eigenart war weithin bekannt und hatte auch fremde Zuschauer ange-

lockt. Ein Teil der Fremden war allerdings auch des Jahrmarktes wegen gekommen, der am 3. Pfingstfeiertag stattfand. Jedenfalls entwickelte sich bald ein lebhaftes Treiben im Dorfe. Nachdem das Spiel eine Weile das Dorf beherrscht hatte, zog es sich in den Wald hinaus, wo es bis in die Mittagsstunden fort dauerte. Nachmittags und abends fand sich Jung und Alt wieder auf dem Platze unter der Linde zusammen, um sich in gleicher Weise, wie am Tage vorher, zu vergnügen. Über das Pfingstspiel selbst wurde im Kapitel 22 berichtet.

#### 4. Das "Platzen"

Das "Platzen" ist ein Kegelspiel, das auf jedem Platze gespielt werden kann, ohne daß dieser vorher dafür zugerichtet zu werden braucht. Daher wohl auch der Name "Platzen". Das Spiel soll außer im Mansfeldischen auch in der Steiermark gespielt werden. Man nimmt an, daß es durch Bergleute von dort ins Mansfelder Land eingeführt wurde.

Die neun Kegel werden so aufgestellt, daß sie je einen Meter von einander entfernt stehen. Sie bilden ein mit der Spitze den Spielern zugekehrtes Quadrat. Mit verschiedenen großen Kugeln aus leichtem Lindenholz wird im Bogen durch die Luft nach ihnen geworfen. In der Regel wird "Schur" gekegelt. Hierbei kommt es darauf an, den "König", das heißt den mittelsten Kegel, stehen zu lassen und die Übrigen Kegel mit möglichst wenigen Kugeln zur Strecke zu bringen.

Beim ersten Wurf, das heißt beim Wurf in die Vollen, gilt es, mit einer großen Kugel und mit einem geschickten kräftigen Wurf, den Vorderkegel seitlich am Kopfe so zu treffen, daß die Kugel auf der einen Seite und der fort geschleuderte Vorderkegel auf der anderen Seite weitere Kegel umreißt. Ist bei dem Wurf das rechte oder linke "Hirtenhaus" stehen geblieben, so sucht man, um alle drei Kegel des "Hirtenhauses" umzulegen, den vorderen Kegel in derselben Weise zu treffen.

Der Spieler braucht die Kugel nicht immer von vorn zu werfen, sondern kann sie auch von der Seite angreifen. Nur wenn außer dem König der Kegel dahinter stehen bleibt, ist ein Wurf von der Seite verpönt. Diesen muß der Spieler stets von vorn, also in gerader Linie mit den beiden Kegeln stehend, durch sicheren Bogenwurf über den König hinweg zu treffen suchen. Das geschieht, ohne den König zu gefährden, am besten in der Weise, daß man den Kegel mit einer nicht zu scharf geworfenen kleinen Kugel am Fuße trifft, weil dann Kugel und Kegel, ohne sich fortzubewegen, liegen bleiben.

Beim Preiskegeln, tritt jeder einzelne Spieler in Wettbewerb mit den anderen Spielern, während sich sonst zwei Parteien gegenüberstehen. Die Parteien werden vor dem Spiele ausgelost. Man nimmt einen Hut, und jeder Spieler legt aus seiner Tasche einen Gebrauchsgegenstand, ein Messer, ein Feuerzeug, ein Schlüsselbund oder was er sonst zur Hand hat, in diese schnell besorgte Wahlurne. Die "Pfänder" werden von einem Unparteiischen, in der Kegel dem Kegeljungen, herausgenommen und auf zwei Häufchen gelegt. Sind die so gebildeten Parteien nicht gleich stark, so beginnt das Spiel zunächst mit dem "Blinden", bis ein neuer Spieler hinzukommt, der für den "Blinden" eintritt.

#### 5. Johannistag

Am Johannistag (24. Juni) dem kirchlichen Tage Johannes des Täufers, wurde einst das Fest der Sommersonnenwende gefeiert. Es war mit heidnischen Bräuchen (z.B. den Johannisfeuern) verknüpft. In Hergisdorf wurden keine Johannisfeuer angezündet, aber an großen Haken, die an den Häusergiebeln angebracht waren, Johanniskronen oder Johanniskränze aus Kornblumen, Rittersporn, Klatschrosen und "Zibbecke" (Holunder) aufgehängt. Diese Blumengewinde mit dem schwülen, schweren Duft der "Zibbecke" blieben lange Zeit am Hause hängen.

#### 6. Das Sedanfeuer

Der Sedantag (2. September) wurde in Erinnerung an den glorreichen Sieg im Jahre 1870 und die Gefangennahme Napoleons gefeiert. Den Auftakt hierzu bildete das Sedanfeuer. Es wurde am Vorabend des 2. September auf der das ganze Dorf beherrschenden Berghalde über der Kirche angezündet.

Um das Feuer möglichst umfangreich zu gestalten, schleppte die Dorfjugend emsig große Haufen von Holz und Stroh zusammen. Die Bittsteller zogen von Haus zu Haus. Alles brennbare konnten sie gebrauchen. Was das Jahr über an leeren Kisten, unbrauchbaren Fässern, zerfallenen Türen und beinlosen Stühlen sich angesammelt hatte, wurde gern genommen. Manches Reisigbündel, manche Stroharbe, für andere Zwecke bestimmt, ließ man dabei heimlich mitgehen. Auch hier heiligte der Zweck die Mittel!

Mit strahlenden Augen, glühenden Wangen, schweißbedeckter Stirn und verhaltenem Stöhnen schleppten die Bengels auf großen knorrigen Tragbahnen das Eingehemteste nach vorher bestimmten Sammelplätzen und häuften es dort aufeinander. Am letzten Tage wurde dann alles mit Wagen und Pferd im Triumphzuge nach der Berghöhe geschafft.

Hier konnte man im gewaltigen Aufbau ein wunderbares Sammelsurium aller Herrlichkeiten bei einander sehen. Schwere ölgetränkte eichene Bahnschwellen, große Teerfässer, teilweise noch gefüllt, riesige Stempel, die dem riesigen Haufen ein festes Gerippe gaben! Woher sie stammten, wußte ein jeder, wie sie hierher kamen niemand! Kurz - sie waren da, galten dem Zwecke patriotischer Feier und sonst strenge Beamte drückten zwei Augen zu.

## 7. Zwei kirchliche Einrichtungen

### a) Die Kirchenstühle

Zu beiden Seiten des Kirchenschiffs, auf der unteren sowie eines Teiles der oberen Empore, befanden sich die Kirchenstühle der Dorfhonoratioren. Die größeren, die für mehrere Familien gebaut waren, glichen kleinen Stuben, während die kleinen großen Schränken ähnlich sahen. Alle waren mit Türen und Fensteröffnungen, einzelne sogar mit schließbaren Glasfenstern versehen. Stühle, Bänkchen und dergleichen boten die erforderlichen Sitzgelegenheiten.

Einzelne Dorfhonoratioren sahen es als ihr Gutes Recht an, verspätet zur Kirche zu kommen. Das ging natürlich nicht ohne Störung der andächtigen Gemeinde ab, namentlich in den Fällen, wenn in den Stuben oder Schränken die Glasfenster geöffnet werden mußten. Das war aber immer notwendig, weil man sonst von der Predigt kaum etwas verstanden haben würde.

Die Kirchenstühle wurden auf Kosten der darum nachsuchenden Familien gebaut. Die Genehmigung zum Bau erteilte der Pfarrer. Dieser führte auch ein Verzeichnis der vorhandenen Kirchenstühle und der sie benutzenden Familien. Das zuletzt geführte Kirchenstuhlbuch wird im Pfarrarchiv aufbewahrt.

### b) Der Klingelbeutel

Der Klingelbeutel, der zum Einsammeln des Kirchenpfennigs diente, war ein schwarzsamtner Beutel, an dessen Zipfel sich eine kleine Schelle befand, um etwa schlafende Seelen durch Klingeln an ihre Pflicht zu erinnern. Er wurde von einem Mitglied der Kirchenvertretung nach der Liturgie an langer Stange von Stuhl zu Stuhl herumgereicht. Wer sein Kupferstück nicht bei sich hatte, gab dies durch ein kurzes Kopfnicken zu verstehen. Der Kirchenvertreter ging dann lautlos weiter. Er kannte schon seine Gewohnheitsnicker.

## 8. Begräbnissitten

Wenn ein Einwohner des Dorfes das Zeitliche gesegnet hatte, gleichviel ob er dem Bergmannsstande angehörte oder nicht, so war es Sitte, daß ihn sechs oder mehr Bergleute in ihren kleidsamen schwarzen Bergmannsuniformen zu Grabe trugen und nach der Totenfeier der Erde übergaben. Sonst war die Bergmannsuniform im Leichenzug nicht vertreten, es sei

denn, daß Abgeordnete der Gewerkschaft oder kameradschaftlicher Vereinigungen dem Verstorbenen die letzte Ehre erwiesen.

Starb ein Bergman oder einer seiner Angehörigen, so wurde der Sarg mit Geräten aus Mansfeldischem Silber geschmückt. Der Schmuck bestand aus einem Kruzifix und einer Anzahl Totenschilder, die oben auf dem Deckel bzw. auf beiden Seiten des Sarges befestigt wurden. Die Geräte wurden, bevor der Sarg in die Erde gesenkt wurde, wieder vom Sarg abgenommen, in die dafür bestimmte schwarze, kreuzförmige Kiste gepackt und nach Eisleben zurück gebracht, woher sie gekommen waren. Später, als die Säрге mehr und mehr mit Blumen und Kränzen geschmückt wurden, fiel der silberne Schmuck der Totenschilde fort.

Die Totenschilde sollen um die Mitte des 18. Jahrhunderts von einem Mansfeldischem Silberschmied angefertigt worden sein und sind jetzt im Museum der Mansfelder Kupferschieferbergbau A.G. ausgestellt.

Es war gewiß ein schönes Bild, wenn die Bergleute in ihrer Bergmannstracht, schwarzer Kittel mit blanken Knöpfen, schirmloser, hoher Filzhut mit schwarzem Federbusch und gekreuztem Schlägel und Eisen, schwarzer Ledergürtel mit blankem Schloß, das ebenso, wie die Knöpfe am Kittel mit dem bergmännischen Wahrzeichen Schlägel und Eisen verziert waren und blank gewichstes Schuhleder, einen Sarg zum Friedhof trugen. Als Stütze diente ihnen ein hoher schwarzer Stab. Von Zeit zu Zeit klopfte der Vordermann mit dem Stabe auf die Erde, der ganze Zug stand, und die Träger ruhten aus. Nach kurzer Ruhepause ging es weiter.

Heute wird der Sarg nicht mehr getragen, sondern auf einem Wagen zum Friedhof gefahren. Der Wagen wird aber auch heute noch von Bergleuten in ihrer alten Tracht begleitet und bedient.

Auch die Schulkinder und der Kantor nahmen früher an jedem Begräbnis teil. Ein großer Junge trug ein Kruzifix voran und in langer Reihe gingen die jungen und Mädchen hinterher.